

Bunter als gedacht!?

Pluralitätsphänomene unter Priestern

Einerseits orientiert sich die pastorale Struktur der Kirche im deutschsprachigen Raum immer stärker um die Priester und instrumentalisiert sie als Leistungsträger innerhalb des eigenen Systems. Andererseits gelten sie unter den verschiedenen kirchlichen Berufsgruppen nicht selten als peinliche Problemfälle. Zwar wird Priestern in der Kirche traditionell eine große Aufmerksamkeit zuteil, doch zugleich lässt sich ein Wahrnehmungsdefizit ihrer wirklichen Situation analysieren. Und wie kann ein Mittelweg aussehen? Gerade die wertschätzende Annahme der eigenen Pluralität, auch unter den Priestern, bietet die Chance einer kirchlichen Dialogfähigkeit in einer von Pluralitätsphänomenen geprägten Gesellschaft. **Wolfgang Beck**

Mit der Frage, ob er, gerade auch wegen des aktuellen Papstes, aus der Kirche austreten solle, trug sich im Herbst 2009 der Journalist Mattias Stolz und machte sich daran, genau diese Überlegung in verschiedenen Beichtgesprächen mit unterschiedlichen Priestern zu erörtern. Im Dezember 2009 wurde sein persönliches Resümee im ZEIT-Magazin (Nr. 52) unter dem Titel „Ich bekenne“ veröffentlicht – mit überraschendem Ausgang des kleinen Experiments. In seiner Beicht-Tour, der indirekt wohl schon die Annahme zugrunde lag, dass es sehr unterschiedliche Gespräche geben würde, testete er verschiedene Priester hinsichtlich ihrer Reaktion auf seine Kirchenaustrittsüberlegung. Er machte nicht nur die für manche noch überraschende Erfahrung, dass er bei den Beichtvätern auf eine relativ ausgeprägte Papstdistanz und sympathische Milde stieß. „Am Ende der Reise hat mich kein Pfarrer vom Papst überzeugt. Die meisten wollten es ja auch gar nicht. Es hat etwas Beruhigendes, zu erfahren, auf wie wenig Gehör dieser Papst in seiner Kirche stößt. Sie reden über ihn wie über ein Problem“ (Stolz, 19).

Weit bemerkenswerter ist dabei m.E. jedoch die Vielfalt von Reaktionsmustern, in denen sich der Priesterstand als vielfältiger zeigt als es in eher oberflächlichen Betrachtungen und medialen Inszenierungen erscheint: da gibt es in den priesterlichen Reaktionen die fragende Einladung, von kirchlichen Themen zu existentiellen Glaubensdimensionen zu gelangen. Da gibt es die Empfehlung, über eine Konversion zur evangelischen Kirche nachzudenken. Da findet sich das Bemühen, kirchliche Positionen auf einer sachlichen Ebene richtig zu stellen oder auch die Ermutigung zu einer innerkirchlichen Oppositionshaltung. Da gibt es den Traditionalisten mit gefährlichen Vereinfachungen oder aber wirklich spirituelle Glaubenshilfe, die an der persönlichen Glaubenserfahrung anzuknüpfen sucht. In diesem kleinen, stark persönlich gefärbten Eindruck ist nicht die obrigkeitsskritische Haltung einiger Priester das Besondere, sondern vielmehr

Wolfgang Beck

geb. 1974, Pfarrer und Hochschuleseelsorger in Hannover.

die Vielfalt an pastoralen Reaktionsformen. Nun muss man einen derartigen „Klero-Investigativjournalismus“ nicht unbedingt mögen. Doch lässt er mit den verschiedenen (Beicht-)Gesprächssituationen erkennen, wie bunt und pluralisiert die Realität von Priestern im deutschsprachigen Raum heute ist.

DIE ÜBERWINDUNG EINER STANDARDISIERTEN PRIESTERLICHEN IDENTITÄT ALS KONSEQUENZ DES II. VATIKANUMS

Zwar sind viele Kirchenmitglieder, etwa im Gemeindeleben, meist einem einzigen priesterlichen Typus ausgesetzt und der Rückgang von Neupriestern und Kaplänen bewirkt vor allem im ländlichen Raum eine erlebte Monokultur der priesterlichen Identitätskonstruktion. Doch gerade dies führt auch dazu, dass junge Priester sehr viel weniger intensiv in eine klerikale Einheitskultur gepresst werden können als dies noch bis in die 1970er Jahre hinein möglich war (Beck 2008, 251). Der ausgeprägte Priestermangel einerseits und der zunehmende Traditionsabbruch in der Gemeindepastoral andererseits bewirken bei allem Leistungs- und Rechtfertigungsdruck, dem Priester mittlerweile ausgesetzt sind, große Freiheitsräume in den individuell auszugestaltenden Arbeits- und Lebensbereichen.

Die vielfältigen kirchlichen Krisenphänomene, die die Kirche vordergründig als ein eher unattraktives Arbeitsfeld erscheinen lassen, eröffnen zugleich Spielräume für individuelle Schwerpunktsetzungen, in denen die Ausprägung eines persönlichen Stils nötig und die Wahrnehmung der priesterlichen Pluralität möglich wird. Diese

Entwicklung wird gerade im Kontrast zu den klerikalen Vereinheitlichungstendenzen bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil deutlich.

Die langjährige und weitgehend lückenlose Ausbildung in Priesterseminaren und Pfarrhäusern diente dabei weniger der Ausbildung einer eigenen Identität und einer individuellen Persönlichkeit als vielmehr der Annahme einer standardisierten Identität bis hinein in die Alltagskultur. Vorteile dieser Identitätsübernahme (oftmals anstelle einer Identitätsbildung) waren für das kirchliche System der Pianischen Epoche die ermöglichte Kontrollierbarkeit, eine klerikale Uniformiertheit (mit deren Konsequenzen für eine unpersönliche, einheitliche Liturgie und mit einem standardisierten Wertekodex) und bei allen Schwächen der katholischen Priesterausbildung ein Minimum an Qualitätssicherung im konfessionellen Vergleich. Bittere Konsequenzen waren neben einer gewollten Distanz zur Lebensrealität von Kirchenmitgliedern auch eine Flucht in eine oftmals extrem abgeschottete Privatheit mit vielen infantilen Implikationen. Angesichts der vielfältigen und unterschiedlichen Lebenssituationen, aus denen Priesteramtskandidaten heute ihren Weg zum Theologiestudium finden, hängt mancher Priester der

Junge Priester können sehr viel weniger intensiv als bisher in eine klerikale Einheitskultur gepresst werden.

Idealvorstellung einer früheren uniformierten Klerikalstruktur und deren Sicherheitsangebot an. Doch die bestehende Pluralität an Identitätskonstruktionen, Lebensstilen, Amtstheologien und kulturellen Prägungen (verstärkt auch durch die zunehmende Internationalisierung des Klerus im deutschsprachigen Raum) bildet neben

vielen Herausforderungen auch eine der großen Chancen in der Suche nach einer Anschlussfähigkeit der Kirche an die Realitäten postmoderner Gesellschaften. Diese bestehende Pluralität in einer relativ kleinen gesellschaftlichen Gruppe kann freilich nur kaum mit den Mitteln einer überwiegend quantitativ arbeitenden Sozialforschung analysiert werden, wie dies etwa Paul M. Zulehner und Anna Hennesperger mit einer Studie noch vor zehn Jahren versucht haben. Beide beobachten zwar, dass es „so viele Priesterbilder wie Priester“ (Zulehner/Hennesperger, 25) gibt, wagen jedoch deren Reduktion auf nur vier Typen, deren Charakteristika doch eher einem ekklesial-episkopalen Erwartungsschema zu entspringen scheinen.

Ergänzend zu dieser etwas frohgemut daher kommenden Studie, deren allzu positive Ergebnisse jeglichem Veränderungsdruck die Plausibilität zu nehmen scheinen, entsteht seit der wachsenden Sensibilität für Milieuerengungen innerhalb von Kirchengemeinden (Ebertz/Wunder 2009, 8) die Vermutung, dass gerade der Klerus durch dieses Phänomen gekennzeichnet sei.

ES BRAUCHT DIE NOTWENDIGE WAHRNEHMUNG UND POSITIVE WÜRDIGUNG DER EIGENEN PLURALITÄT!

Der These von der Milieuerengung kirchlicher Berufsgruppen (Sellmann, 47) ist, zumal sie eher als persönliche Vermutung formuliert ist, daher zwar nicht generell zu widersprechen, aber doch als Ergänzung hinzuzufügen, dass die Kirche in ihren MitarbeiterInnen und auch in ihren

Priestern pluralistischer ist als sie sich selbst einzugestehen vermag und aus ihrer bislang prägenden Sozialform, den Kirchengemeinden, gewohnt ist. Sie ist daher ein selbstverständlicheres Spiegelbild der sie umgebenden Gesellschaft als es ihr vielleicht selbst geheuer ist.

Diese Thesenerweiterung lässt zwei alternative Reaktionen zu: das Lamentieren darüber, dass die kirchlichen Außengrenzen als Form der Abgrenzung durchlässig geworden sind und daher ein

*Es braucht die positive Würdigung
der priesterlichen Pluralität, die kein Defizit
im Sinne einer mangelhaften „corporate identity“ ist.*

Rückzug auf die verlässlichen „Eliten“ notwendig wäre. Oder es gilt positiv wertzuschätzen, dass die Kirche sich dank einer eigenen Pluralität der gesellschaftlichen Lebensrealität annähert und damit den hohen Anspruch von *Gaudium et spes* 1 mehr als je zuvor einlöst. Gerade dort, wo sich kirchliche Gruppierungen jedoch für einen Rückzug in die Kontrastidentität entscheiden und diesen zum kirchlichen Maßstab erklären wollen, sind sie ihrerseits Ausdruck jener kirchlichen Pluralität, die sie eigentlich ablehnen. Zwar mögen sie dann für sich genommen Protagonisten einer mit *Gaudium et spes* eigentlich überwundenen Identität der Kirche sein, wie sie von Hans-Joachim Sander als bloße „Religionsgemeinschaft“ identifiziert wurde (Sander 2006, 460). Im Kanon verschiedener bis gegensätzlicher priesterlicher Identitäten werden sie jedoch zum Bestandteil einer „pastoralgemeinschaftlichen“ Identität, die der Volk-Gottes-Theologie des Konzils entspricht. Diese bildet ihre Identität nicht durch Außenabgrenzung und Machtbildung, sondern an Orten erfahrener Ohnmacht und von der Gesellschaft her statt ihr gegenüber.

Zu dieser kirchlichen Identität des Zweiten Vatikanischen Konzils und seiner Volk-Gottes-Theologie gehört nicht nur eine positive Würdigung gesellschaftlicher Pluralität, sondern zudem die Akzeptanz der eigenen kirchlichen und eben personalen Heterogenität (vgl. *Sander* 2005, 822), um von dieser Basis aus zu einem Abbild der Pastoral Gottes zu gelangen (*Fuchs*, 37).

Wo diese „pastoralgemeinschaftliche“ Identität der Kirche auch die pastoraltheologische Wahrnehmung prägt, da verbietet sich die Pluralitätsreduktion etwa durch die Etablierung standardisierter Priestertypen. Da braucht es keine Lebenshilfeliteratur für den (Singular!) vereinheitlichten, priesterlichen Alltag (vgl. *Brantzen*, 22). Da braucht es kein Lamentieren darüber, dass zu wenige Priester den eigenen Vorstellungen von einer Milieuvielalt entsprechen. Da braucht es keine Instrumentalisierung der Priester für eigene kirchenpolitische Projektionen, wie dies z.B. in der programmatischen Ausrichtung zum „Jahr des Priesters“ geschehen ist (vgl. *Beck*, „Also, mich hat noch nie jemand gefragt, wie ich so lebe“). Stattdessen braucht es die positive Würdigung der priesterlichen Pluralität, die eben nicht ein Defizit im Sinne einer mangelhaften „corporate identity“ ist, sondern eine der wichtigen Chancen für die Kirche, immer mehr Zeitgenössin der Menschen in einer pluralistischen Gesellschaft zu werden!

DIE POSITIVE ORTSBESTIMMUNG IN EINER SÄKULAREN UND PLURALISIERTEN GESELLSCHAFT

Dieser alternative Weg des positiven Umgangs mit priesterlicher Pluralität und das Plädoyer dafür, die eigene Vielfalt wahrzunehmen und wert-

zuschätzen, ermöglicht eine Befreiung aus dem gängigen Dualismus, der Priesterüberwiegend als Problemfälle oder aber als Leistungsträger innerhalb des kirchlichen Krisenmanagements instrumentalisiert. Er erfordert Konsequenzen, die hier nur kurz skizziert werden können:

→ Konflikte zwischen Priestern und Gemeinden offenbaren immer wieder die Problematik der Unvereinbarkeit bestimmter, besonders ausgeprägter Priesteridentitäten mit den vorfindbaren gemeindlichen Kulturen. In einer Zeit, in der sehr unterschiedliche Priester in den Diözesen arbeiten und gleichzeitig Kirchengemeinden, kirchliche Institutionen und kategoriale Arbeitsfelder je spezifische Kulturen entwickeln, ist es naheliegend, dass nicht jeder Priester zu jeder Gemeinde passt und in jedem beliebigen pastoralen Feld einsetzbar ist. Für die diözesanen Personalentscheidungen bedeutet dies, dass der Einsatz von Priestern noch weit stärker unter der Fragestellung erfolgen muss, welcher Priester zu welchem Arbeitsbereich und welcher Pfarrer zu welcher Kirchengemeinde passt. So schwierig dies angesichts von kirchlichen Krisenphänomenen (Priester-, Gemeinde- und Finanzmangel) ist, wäre es doch naiv zu meinen, dass jeder Priester nur aufgrund seiner Weihe universell einsetzbar wäre. Wo eine derartige Schachbrett-Personalpolitik immer noch betrieben wird, folgen die Schadensmeldungen meist auf dem Fuße. Regelmäßige Versetzungsrhythmen, gemeindliche Mitbestimmungsrechte bei der Besetzung von Pfarrstellen und die Erarbeitung von Stellenbeschreibungen für Priester, wie sie teilweise in der Katholischen Kirche der USA zur Selbstverständlichkeit geworden sind, können hilfreiche Begleitmaßnahmen für einen positiven Umgang mit priesterlicher Pluralität sein.

→ Es gehört für mich als jungem Pfarrer beispielsweise zu den Herausforderungen der Gemeindepastoral, in der Regel (!) mit Angehörigen gesellschaftlicher Milieus zu arbeiten, die mir selbst schon aufgrund der Altersstruktur fremd sind. So gibt es nur wenige gemeindliche Veranstaltungen, von denen ich mich auch persönlich vor dem Hintergrund meines Alters

*Nicht jeder Priester passt zu jeder Gemeinde
und ist in jedem beliebigen pastoralen Feld
einsetzbar.*

und meiner Milieuprägung ansprechen lassen könnte. Die Beobachtung einer milieuverengten kirchlichen Realität, etwa in gemeindlichen Kontexten, erhält also auch für mich als Priester existentielle Bedeutung. Dieses Phänomen dürfte für Priester bis in die 1980er Jahre so deutlich geringer erfahrbar gewesen sein und signalisiert zudem die Zeitgebundenheit damaliger Gemeinדתheologie. Aufgrund meiner ehelosen Lebensform, meines Alters und weiterer Faktoren entsteht hingegen eine größere Nähe zwischen mir als Pfarrer einer Stadtgemeinde und einem säkularen gesellschaftlichen Umfeld eines Stadtteils, in dem das Leben als kinderloser Single eine größere Plausibilität besitzt als die kirchlich und gemeindlich angenommene Standardsozialform der Familie. Eine spirituelle Ausbildung, die Seminaristen immer noch ausschließlich in eine vermeintliche Kontrastidentität zur Gesellschaft einüben will, erscheint vor diesem Hintergrund absurd. Der erlebte Kontrast besteht sehr viel stärker im Blick auf die gemeindliche als die umgebende gesellschaftliche Realität. Stattdessen braucht es auch im Blick auf gemeindliche Milieurealitäten die

Entwicklung einer Pluralitätskompetenz, die Milieugrenzen reflektiert und positiv in die pastorale Arbeit zu integrieren ermöglicht.

→ Im Bemühen um einen positiven Umgang mit interner Pluralität ist es zugleich für eine Institution legitim, Kriterien für berufsspezifische Standards zu entwickeln, die Bestandteil einer überfälligen, pastoralen Qualitätssicherung sind. So muss zu definieren sein, was von einem Gemeindepfarrer, von KrankenhausseelsorgerInnen, von

JugendseelsorgerInnen und anderen pastoralen MitarbeiterInnen hinsichtlich eines Anforderungsprofils zu erwarten ist. Es muss die Frage erlaubt sein, weshalb die Besetzung von Pfarrstellen wohl in den meisten Diözesen ohne die vorherige Erarbeitung einer Stellenbeschreibung auskommt und warum Bischofsleitungen ihre eigenen, selbst beschlossenen pastoralen Leitlinien auf dem Boden des Zweiten Vatikanischen Konzils so egal zu sein scheinen, dass sie deren Einhaltung nicht einfordern und deren Umsetzung dem Belieben des Einzelnen überlassen. Nicht zuletzt schadet solche Praxis auch den Priestern. Solange die hier angedeuteten Schritte zur Qualitätssicherung vermieden werden, firmiert die Pluralitätskompetenz der Kirche als bloßes Desinteresse an den eigenen MitarbeiterInnen. Doch solches Desinteresse verbietet sich m.E. gerade auch vor dem Hintergrund der je spezifischen Berufung aller Glieder des Volkes Gottes – und damit auch gegenüber den Priestern!

Wo jedoch nach Möglichkeiten der Qualitätssicherung pastoraler und priesterlicher Arbeit gesucht wird, etwa in Form von Evaluierungen

oder dem weiteren Ausbau von personalentwicklerischen Maßnahmen, ließe sich auch eine größere Flexibilität in den Zugangswegen zum Priesteramt und den Entwicklungsprozessen der Einzelnen im Priesteramt finden. Einheitliche Studien- und Ausbildungswege sind aufgrund der niedrigen Zahlen Theologiestudierender und deren unterschiedlicher Voraussetzungen ohnehin kaum noch zu praktizieren, so dass eine positive Kultur der Pluralität bereits in der Ausbildungsphase etabliert werden könnte.

Je mehr sich die Kirche im deutschsprachigen Raum der Herausforderung gewahrt wird, ihr Verhältnis zu einer postsäkular bestimmten Gesellschaft endlich positiv zu bestimmen (Bucher, 96), desto mehr braucht es auch unter Priestern Menschen, die nicht nur die christliche Botschaft verkünden, sondern mit ihrem persönlichen Lebens- und Glaubensweg „ihre“ Frohe Botschaft bezeugen. Sie stehen mehr denn je in der Herausforderung, mit ihrer Person und ihrem Charisma das Amt, das sie bekleiden und dem selbst im binnenkirchlichen Raum kaum noch Autorität zugestanden wird, zu stützen. Längst ist nicht mehr das Amt die Stütze des einzelnen Priesters und kaschiert dessen Schwächen, vielmehr stützt der einzelne Priester mit seiner Persönlichkeit und seinem Charisma ein Amt, dessen theologischen Hintergrund, Zugangsvoraussetzungen und Kompetenzen er zunehmend begründen oder gar entschuldigen muss. Der Blick auf das Lebens- und Glaubenszeugnis der Einzelnen ist die konsequente Durchführung der Volk-Gottes-Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils und kann ihr den Weg zu einer positiven Ortsbestimmung in einer Gesellschaft weisen, in der sie mit dem machtvollen, bloß „religionsgemeinschaftlichen“ Alleinvertretungsanspruch keine Legitimität mehr gewinnt. So folgt aus der zentralen Forde-

rung nach wertschätzender Wahrnehmung aller Glieder des Volkes Gottes in ihren je eigenen Lebenssituationen und der Entwicklung einer auch internen Pluralitätskompetenz ein wesentlicher Beitrag zum immer wieder neuen Auftrag, nicht bloß Kirche im Gegenüber zur Welt, sondern Kirche in der Welt zu werden! 

LITERATUR

- Beck, Wolfgang**, Die unerkannte Avantgarde im Pfarrhaus. Zur Wahrnehmung eines abduktiven Lernortes kirchlicher Pastoralgemeinschaft, Berlin 2008.
- Beck, Wolfgang**, „Also, mich hat noch nie jemand gefragt, wie ich so lebe“. Ein Jahr des Priesters? – Von Einheitlichkeitsfiktionen und Wahrnehmungsdefiziten, in: Bucher, Rainer / Pöck, Johann (Hg.), Klerus und Pastoral, Berlin 2010 (LIT-Verlag, im Erscheinen).
- Brantzen, Hubertus**, Lebenskultur des Priesters. Ideale – Enttäuschungen – Neuanfänge, Freiburg/Basel/Wien 1998.
- Bucher, Rainer**, Ein verzeihendes Zeugnis für Christus ablegen. Die Theologie vor dem Phänomen der „Postsäkularität“, in: Fuge – Journal für Religion und Moderne 2 (2008) 93–100.
- Ebertz, Michael N. / Wunder, Bernhard (Hg.)**, Milieupraxis. Vom Sehen zum Handeln in der pastoralen Arbeit, Würzburg 2009.
- Fuchs, Ottmar**, Pastoraltheologische Grundlegung der Ämter und Dienste im Volk Gottes, in: Krieger, Walter / Sieberer, Balthasar (Hg.), Ämter und Dienste. Entdeckungen – Spannungen – Veränderungen, Wien 2009, 28–64.
- Sander, Hans-Joachim**, Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute. Gaudium et spes, in: Hünemann, Peter / Hilberath, Bernd Jochen (Hg.), Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 4, Freiburg/Basel/Wien 2005, 581–886.
- Sander, Hans-Joachim**, Pastorale Berufe in der Zweiheit von Religions- und Pastoralgemeinschaft – eine Topologie der Seelsorge nach dem Konzil, in: Köhl, Georg (Hg.), Seelsorge. Lernen in Studium und Beruf, Trier 2006, 450–464.
- Sellmann, Matthias**, Graue Mäuse, komische Käuze? Anmerkungen zum fälligen Imagewandel kirchlicher Berufe, in: HerKorr Spez 1 (2009) 44–48.
- Stolz, Matthias**, Ich bekenne, in: ZEIT-Magazin 52 (2009) 12–19.
- Zulehner, Paul M. / Hennersperger, Anna**, „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur – Ergebnisse der Studie Priester 2000, Ostfildern 2001.

KURZ NOTIERT

www.soul-side-linden.de
www.khg-hannover.de